

Und ewig grüsst das Meerschweinchen

Das Museum Rietberg in Zürich widmet sich der Nasca-Kultur in Peru

Von Thomas Waldmann, Zürich

Ihren Namen haben sie von der Archäologie. Frühe Forscher wählten den Namen der Stadt inmitten von Fundorten, die auf eine eigenständige Kultur im südlichen Peru hinwiesen, als Bezeichnung für die Bevölkerung: Nasca. Ihre Blütezeit hatten sie von 200 v. Chr. bis 650 n. Chr. Rund ein Jahrtausend vor dem Reich der Inkas.

Wie die Nasca sich selbst nannten, ist unbekannt. Und sie geben der Welt von heute trotz neuester Forschungsergebnisse nach wie vor Rätsel auf: mit den wohl farbigsten und komplexesten Keramikgefässen der altamerikanischen Bilderwelt, mit Musikinstrumenten und raffinierten Textilarbeiten, mit den Erdgravuren – den Nasca-Linien – in der Steinwüste auf den Hochebenen Perus, zwischen dem Gebirge und den besiedelten Flussoasen an den Oberläufen des Rio Grande.

Prozessionen und Musik

Die Ausstellung im Museum Rietberg in Zürich, in Kooperation mit dem Museo de Arte de Lima entstanden, lockt mit neuesten Bildern dieser Linien, die mit Drohnen fotografiert wurden; die Bilder werden eindrucksvoll auf reliefartige Geländemodelle projiziert. Die Scharrbilder auf einer Fläche von über 500 Quadratkilometern (das entspricht etwa dem Kanton Baselland) sind mehrheitlich geometrische Figuren, das grösste bekannte Trapez ist 1,9 Kilometer lang. Berühmt sind die figürlichen Darstellungen – der Kolibri, den man sogar in dieser steinigen Form glaubt flattern zu sehen, der Affe mit seiner erstaunlichen Ausdruckskraft, die Spinne, die Eidechse, die von der Schnellstrasse Panamericana durchschnitten wird.

Die Projektionen zeigen die Vielfalt jener Geoglyphen, die nur aus der Luft erkennbar sind, aber auch jene aus früherer Zeit (400 bis 200 v. Chr., in einer nach der Halbinsel Paracas benannten Frühkultur der Nasca), die an abfallenden Hängen gestaltet wurden. Diese Zeichnungen, etwa vom mythischen menschenähnlichen Wesen (Augenwesen oder Maskenwesen), die auch in der Nasca-Keramik eine Rolle spielen und eine wichtige Gottheit darstellen, wurden so angelegt, dass man sie betrachten konnte – ganz im Unterschied zu den Nasca-Linien der späteren Jahrhunderte, über die viel spekuliert wurde.

Die neuesten Forschungen, Analysen der Bilderwelt auf Keramikge-



Zwischen den Anden und der Pazifikküste. Die Geoglyphe eines Schwertwals. © Alfonso Casabonne

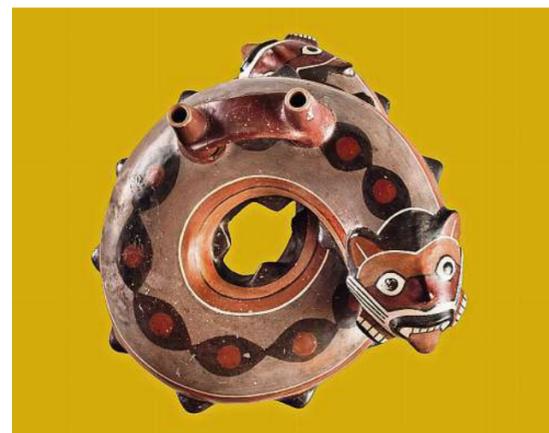


Nicht so geheimnisvoll wie angenommen. Eine Doppelausgussflasche in Form eines Schwertwals.

fässen, und Funde im Gebiet der Geoglyphen zeigen ein einleuchtenderes Bild als die wilden alten Theorien, etwa über ausserirdische Besucher: Die Gravuren waren nicht zum Anschauen, sondern wurden im Rahmen von Ritualen abgeschrieben; spirituelle Führer und Teile der Bevölkerung gingen in einer Prozession den Linien entlang,

mit Musik und unter der Einwirkung von Drogen (Mescaline aus dem San-Pedro-Kaktus).

Zu gewissen Zeiten wurden dabei Keramikgefässe rituell zerschlagen. So wurde die Hochebene zwischen Anden und Pazifikküste zur Ritualbühne, zum Ort, wo man die Götter um Wasser und Fruchtbarkeit bat.



Erinnerung an Opfergaben. Eine Doppelausgussflasche in Form einer doppelköpfigen Schlange.

Pfostenlöcher entlang der durch Entfernen der obersten Gesteinsschicht entstandenen Linien weisen auf den Bau höherer Plattformen hin – zur besseren Übersicht bei der Herstellung der Bilder, die wohl mithilfe von Schnüren und Fluchtstangen gestaltet wurden. Nicht so geheimnisvoll wie man einst glaubte, aber umso erstaunlicher und

respektheischer, wenn man an die einfachen Mittel denkt. Wer auf einer Perureise wegen schlechter Wetterbedingungen auf einen Flug über die Nasca-Linien verzichten musste, kann jetzt in Zürich mit 3D-Brillen die Projektionen zumindest virtuell überfliegen.

Unvergessliche Eindrücke

So spannend die Erkenntnisse über die Nasca-Linien sein mögen – für das Auge bietet die Ausstellung vor allem mit Keramik und Textilien unvergessliche Eindrücke. Ziel der Ausstellungsmacher ist es, die archäologischen Erkenntnisse erlebbar zu machen; das ist gelungen – mit rund 200 Exponaten aus peruanischen Museen und Sammlungen. Die Grabtücher und weitere Textilien haben in Peru nationale Bedeutung, wie Kuratorin Cecilia Pardo aus Lima betont. Man kann sich kaum sattsehen an gestickten fliegenden Priesterwesen, wenige Zentimeter grossen Figuren aus Baumwolle oder Wolle von Lamas und Alpakas – mythische Gestalten, Tiere, Pflanzen, die sich als Borten um grosse Zeremonialtücher ranken –, an Dekors auf Mumientüchern, die an einen Sternenhimmel oder Seesterne erinnern mögen, an ineinandergreifenden Stufendreiecken auf Leinwandgeweben und den strahlenden Farben.

Im Bereich der Keramik erinnern eine Bügelhenkelflasche in Form eines Schwertwals und Fischereidarstellungen daran, dass das Meer nicht weit weg ist und zur Kosmologie der Nasca gehört hat. Häufige Motive auf Gefässen sind weibliche Ahnenfiguren oder das erwähnte anthropomorphe Wesen, aus deren Mund Wasser strömt, ebenso wie abgeschlagene Köpfe, die an Pfosten hängen (wie man annimmt, im Gebiet der Erdgravuren) – sie erinnern an Opferhandlungen für übernatürliche Ahnen.

Zu den Lieblingsobjekten des Amerika-Kurators am Rietbergmuseum, Peter Fux, gehören die Musikinstrumente (Trommeln, Okarinas, Panflöten) und die Darstellung von Vögeln, Fischen und eines Meerschweinchens, in indigenen Gesellschaften Perus seit jeher bekannt als Haustier, Spielgefährte für Kinder und Fleischlieferant. Nicht gerade üppig, aber süss. Wir ziehen die optisch süsse Wirkung der Tierplastik aus Ton vor.

Nasca – Peru. Auf Spurensuche in der Wüste. Museum Rietberg, Zürich. Bis 15. April. www.rietberg.ch

Aus der Traum

«Eine amerikanische Familie» von Lionel Shriver

Von Stefan Strittmatter

Ein US-Präsident konfisziert das Gold seiner Bürger, Eheringe inklusive, um die Löcher in der Staatskasse zu stopfen – dieses Szenario klingt seit Kurzem gar nicht mehr so absurd. Dabei konnte die amerikanische Journalistin und Autorin Lionel Shriver («We need to talk about Kevin») nicht absehen, dass ein Donald Trump dereinst den mächtigsten Posten ihres Landes besetzen würde. Als «The Mandibles» im Mai 2016 im Original erschien, war der Geschäftsmann noch nicht einmal als Präsidentschaftskandidat bestätigt.

Knapp zwei Jahre später liegt Shriver's Buch nun auch in deutscher Übersetzung vor: «Eine amerikanische Familie» heisst es in Anlehnung an den Untertitel der englischen Fassung («A Family 2029–2047») und es hat nichts von seiner Aktualität eingebüsst – im Gegenteil: Das Szenario, das Shriver auf knapp 500 Seiten beschreibt, scheint angesichts der Deregulierungsbestrebungen und der wirtschaftlichen Alleingänge der USA noch realistischer. Es geht um den Kollaps des amerikanischen Finanzsystems, der mit einem Börsencrash im Jahre 2029 einsetzt.

Die Zahl ist nicht zufällig gewählt. Sie ist ein Schatten der Weltwirtschaftskrise, die ihren Anfang im Oktober

1929 mit dem New Yorker Börsencrash nahm. Auch damals führte eine geplatze Spekulationsblase zu Panikverkäufen und zum Währungseinbruch. Bei Shriver wird der US-Dollar – als Spätfolge der verschleppten Krise von 2008 – so weit entwertet, dass er als Handelswährung durch den neu geschaffenen Bancor ersetzt wird. Amerika ist über Nacht vom Weltmarkt ausgeschlossen. Die Ausfuhr von mehr als 100 Dollar pro Person wird unter Strafe gestellt, was die USA faktisch zu einem Gefängnis für ihre Bürger macht.

Rückkehr mit Schadenfreude

Wie es der amerikanischen Bevölkerung in diesem finanziellen Siechenhaus ergeht, exerziert Shriver anhand des Mandible-Clans durch. Die porträtierte Familie erstreckt sich über vier Generationen und fast alle sozialen Schichten. Die Autorin leistet Grosses, wenn es ihr über lange Strecken gelingt, den Leser vergessen zu machen, dass die einzelnen Charaktere Platzhalter sind für ganze Gruppen. Nur wenn sie die Schicksale mit wirtschaftlichen Theorien untermauert, wirken die Dialoge etwas hölzern – etwa in den Wortduellen zwischen dem selbstgefälligen Wirtschaftsprofessor Lowell und seinem altklugen Sohn Willing. Auch wenn man mit den Mechanismen des Markts nicht

vertraut ist, bekommt man griffige Konzepte serviert: «Ich bin nur gewillt, heute für Geld zu arbeiten, wenn ich daran glaube, dass ich mir morgen davon noch etwas kaufen kann.» Heisst: Geld hat nur so lange einen Wert, wie eine Mehrheit an seinen Wert glaubt.

Die Mandibles, deren Name («Unterkiefer») andeutet, dass in der Krise auch ein Familiengefüge zerrieben wird, sind farbenfroh gezeichnet. Der Patriarch Douglas, der im ersten Jahr nach der Weltwirtschaftskrise zur Welt kam und sich mit Dieselmotoren ein Vermögen aufgebaut hat, sitzt mit einer dementen Trophy-Wife im Altenheim. Sein Sohn Carter hat 70 Jahre darauf verschwendet, auf ein allfälliges Erbe zu warten. Dessen Schwester Nollie hat sich als Schriftstellerin nach Europa abgesetzt und kehrt – plötzlich als einziges zahlungskräftiges Familienmitglied – nicht ohne Schadenfreude in die USA zurück. Und Florence hält als von allen belächelte Hausfrau eine stetig wachsende Hausgemeinschaft am Laufen – und die Familie am Leben.

Lionel Shriver hat zwar den Blick für die globalen Zusammenhänge, wirklich eindrücklich sind ihre Szenarien aber dann, wenn sie den kleinen Problemen nachgeht. Wie etwa reagiert ein zivilisierter Mensch, wenn Klopapier unbezahlbar und Wasser rationiert wird?

Was macht er, wenn die eigene Tochter mit ihrem festen Einkommen zum unverzichtbaren Pfeiler des Haushalts wird, sich dafür aber prostituiert? Bei aller Endzeitstimmung ist «Eine amerikanische Familie» keine düstere dystopie, sondern eine tiefschwarze Komödie. Dass in Shriver's Zukunftsvision die Mexikaner eine Mauer planen, um die Flut illegal ausreisender Amerikaner zu stoppen, hat durch Trumps Wahlkampfversprechen an Schärfe gewonnen.

Der amerikanische Traum

Indem Shriver ihren Plot bis ins Jahr 2047 verfolgt, kann sie aufzeigen, dass die kommende Krise nicht parallel zu jener von 1927 verlaufen muss. Damals folgte auf die Baisse eine Hausse, 1941 war auch in Amerika wieder Vollbeschäftigung erreicht.

Am Ende des Romans liegt jedoch noch einiges im Argen. Der amerikanische Traum existiert bestenfalls noch in der Erinnerung. Nur mit ihrer eigenen Zukunft geht Lionel Shriver nicht so hart ins Gericht: Ausgerechnet Nollie, die Schriftstellerin, gehört zu den wenigen Protagonisten, die den Untergang des Systems einigermaßen elegant überstehen. So viel Happy End muss sein.

Lionel Shriver: «Eine amerikanische Familie», 496 Seiten, ca. Fr. 27.–, Piper Verlag

Nachrichten

Balthus-Ausstellung in der Fondation findet statt

Basel. Die in der Fondation Beyeler zum Jahresende geplante Balthus-Ausstellung findet statt, allen Unkenrufen zum Trotz. Wie die Fondation auf Anfrage mitteilte, zähle «Balthus zu den grossen Meistern der Kunst des 20. Jahrhunderts». Sein Schaffen, das die Porträts sehr junger Mädchen einschliesst, erfahre Verehrung wie Ablehnung, heisst es. «Diese Tatsache war uns bei der Programmierung der Ausstellung durchaus bewusst. (...) Ausstellungen ermöglichen Reflexionen und Diskussionen über Normen, Konventionen und Werte. Wir erachten das als Herausforderung und Chance und planen (...) Angebote, die sich mit kritischen Aspekten in Balthus' Werk auseinandersetzen. Nicht Zensur, sondern vielmehr Diskussion und Vermittlung ist der Weg, den wir verfolgen.» hm

Auszeichnung für Fleury, Hirschhorn und Snozzi

Bern. Die Künstler Thomas Hirschhorn und Sylvie Fleury sowie der Architekt Luigi Snozzi erhalten den Schweizer Grand Prix Kunst/Prix Meret Oppenheim 2018. Die Auszeichnung ist mit je 40000 Franken dotiert. Übergeben werden die Preise am 11. Juni 2018 in Basel. SDA